XXV. Jahrgang. Nr. 403. Montag, den 10. August 1896.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist Nr. 32

Die persische Barbarei.

Eine türkische Stimme über Persien.

Von [Nachdruck verboten.]

Bernhard Stern (•Konstantinopel).

Zu den Aeußerungen, welche Scheich Dschemaleddin, der berühmte mohamedanische Gelehrte, in seinen hier publizirten Unterredungen mit mir über den ermordeten Schah Nasreddin von Persien gethan, kann ich noch einige andere merkwürdige Ansichten hinzufügen, welche ich in einem weitverbreiteten türkischen Blatte gefunden. In einem türkischen Blatte natürlich, das nicht in den inneren Grenzen der censurstrengen Türkei erscheint, wo von der Ermordung des Schahs Nasreddin nicht einmal andeutungsweise die Rede hatte sein dürfen, sondern in einem türkischen Blatte, das außerhalb der Grenzen des türkischen Reiches erscheint. Es ist die Zeitung „Terdschüman", zu deutsch der Dragoman, eine Zeitung, die im Dialekt von Azerbeidschan geschrieben ist und in Baghtsche Sserai in der Krim erscheint. Es ist allerdings auch interessant, daß das bisher nicht minder censurstrenge Rußland die Publikation eines solchen verfänglichen Artikels gestattete. In der Nummer 24 vom 27. Juni alten oder 9. Juli neuen Stiles brachte der „Terdschüman" einen Artikel unter dem Titel „Der Muth des neuen Schahs Muzafferedin", welcher in wörtlicher Uebersetzung folgenden merkwürdigen Inhalt hat:

Eine aus Teheran in voriger Woche eingetroffene und von uns veröffentlichte Depesche darf ein besonderes Interesse beanspruchen. Ich weiß nicht, ob unsere Leser dieser Depesche das gebührende Interesse entgegengebracht haben. Der neue Schah, Muzafferedin, proklamirte in seiner ersten Mittheilung, daß sein Volk offiziell, daß fortan die Funktionen eines Hofmanns und Staatsbeamten, die Stellen bei den Verwaltungen und bei der Post und alle Titel nicht mehr durch Geld werden erworben werden können. Vielmehr werde man vom Tage dieser Proklamation ab die Stellen aller Art und jedwedem Titel nur nach dem Talent und Verdienst der damit Ausgezeichneten verleihen . . .

Man sagt im Orient, daß Derjenige, der seine Krankheit kennt, auch das Mittel finden könne, sie zu heilen. Ebenso wird auch ein König, der mit lauter Stimme erklärt, die schlimmste Krankheit seiner Regierung, seines Landes erkannt haben, nicht vergebens suchen nach dem Mittel, das diese Krankheit heilen könnte, diese große, furchtbare Krankheit, welche sein Land fast verzehrt hat.

Wahrlich, es gehörte großer Muth, große Kühnheit dazu, um so offen einzugestehen und offen seinen Willen, es zu ändern, kundzugeben. Es gehörte um so mehr Muth zu Geständniß, als der Schah Muzafferedin nicht eine liebige Verwaltung damit zu Schanden macht, sondern einen mächtigen Stein wirft auf die Verwaltung oder richtiger Nichtverwaltung seines eigenen Vaters.

Diese Erklärung des neuen Schahs erfüllt sein Volk mit Dankbarkeit und Hoffnung.

Man mache sich folgende Vorstellung: Der verstorbene Schah Nasreddin hat fünfzig Jahre regiert. Er stand fünfzig Jahre lang an der Spitze der Verwaltung seines Reiches. Man bedenke ferner, daß während dieser langen fünfzig Jahre die politische Ruhe in seinem Reiche fast nicht gestört wurde, und daß auch seine Grenzen von Feinden unberührt blieben. Man bedenke schließlich, daß Nasreddin während dieser friedlichen fünfzig Jahre mehrere Reisen nach Europa unternahm und dort mit eigenen Augen die Civilisation sah, daß er ein halbes Jahrhundert lang in der Weltgeschichte mitlebte, daß er fünfzig Jahre dem Fortschritt der Humanität beiwohnte. . . . Und bei alledem — es da nicht kurios, daß er sich nicht von der von seinem eigenen Sohne gerügten schlechten und unglückseligen Gewohnheit der offiziellen Korruption befreien konnte, die als Gesetz fast — ja als einziges Gesetz fast — in seinem Lande Geltung hatte? . . .

Ach, diese Gouverneure, diese Generale und Obersten, diese Bürgermeister und Postdirektoren, die ihre Provinzen, ihre Korps und Bataillone, ihre Dörfer und Städte, ihre Stellen und Titel durch so und so viel hundert oder tausend Pfund erkaufen mußten und sie wieder verkaufen an Leute, die Höheres boten! . . . O, diese armseligen Kanaillen, die — vom Gouverneur herab bis zum niedrigsten Munizipalbeamten — die unglücklichen Arbeitenden der Bevölkerung auspressen mußten, um den schmachvollen Preis für ihre Sinekuren zu erwerben! . . . Diese unglücklichen Bürger und Bauern, die das grausame Gesetz nicht ertragen wollten, die vor der Tyrannei flohen, die ihre Familien im Stich ließen und ihre Besitzthümer dem Wind preisgaben, die ihr Vaterland entvölkerten und in die Fremde wanderten, um nur ein trockenes Plätzchen zu finden für ein mühevolles, aber sicheres Leben, die aus ihrem persischen, von ihnen mit Fluch verlassenen Heimath nach den Wüsten Turkomaniens, nach den Ländern der Türkei, auf die Berge Kaukasiens, in die Gefilde der Krim kamen! Wir haben sie, o wie oft, mit eigenen Augen gesehen, diese unglücklichen Perser, wie sie die härtesten Arbeiten thaten für einen elenden Lohn, aber unter einem Himmel, der nicht voller Schwerter hängt . . .

Während man im ganzen Iran — in einem von Natur so reich gesegneten Lande — nicht eine einzige Krume Brod findet für den Armen, trifft man dort in jeder Stadt einen Schems-ul-Hukema, eine Sonne der Weisen; einen Umid-el-Mulk, die gute Hoffnung der Regierung; einen Schems-ir-ul-Seman, das glorreiche Schwert des Jahrhunderts . . . Sehet, das und tausend ähnliche sind diese eitlen und nichtssagenden Titel, welche je um einen oder drei Piaster oder je um ein oder drei oder hundert Pfund das Stück verkauft wurden! . . . Solchen eitlen Titeln zu Liebe wurde ein Volk barbarisirt, tyrannisirt, beraubt, gemordet — und nicht ein fremdes Volk, ach, das eigene Volk!! . . . In den fünfzig friedlichen Jahren seiner Regierung, in einem halben Jahrhundert seines Glanzes und Ruhmes schuf Nasreddin einen Kriegsminister — der über keine regulären Soldaten verfügt; einen Artillerieminister — der keine Kanonen hat; einen Minister des Unterrichts — während nicht eine einzige öffentliche Schule im Lande ist; einen Minister der öffentlichen Arbeiten — für 15 Meter Eisenbahnen; einen Censor — ohne daß in ganz Persien eine einzige Zeitung, eine einzige Druckerei, eine einzige Buchpublikation gestattet worden wäre. Nasreddin schuf den Emin-ul-Mulk, den treuen Hüter der Sicherheit des Vaterlandes, während es weder Sicherheit noch Ruhe für die armen Unterthanen vor dem Berauben der Regierung gab; er schuf einen Schems-ul-Mulk, eine Sonne der Regierung, während es in Persien nicht einen Winkel des Lichts gab; er schuf einen Moalim-ul-Mulk, einen Doktor der Weisheit der Regierung, während dort nichts dozirt und nichts gelernt wurde . . . Kurz, es existirt in Persien alles, was für Fortschritt und soziale und governementale Civilisation von Nöthen ist, — aber das alles existirt nur in hohlen Namen — ohne Seele, ohne Körper — in eingebildeten Namen! Nichts Reales und nichts Realisirbares!

Sehet, das ist es, was die kurze Proklamation des neuen Schahs Muzafferedin von der Vergangenheit und Gegenwart erzählt.

Ich brauche es euch nicht zu sagen, ihr höret es nun selbst heraus, was aus dieser Proklamation aber auch für die Zukunft klingt — wenn der Schah hält, was er verspricht! . .

Ein Zukunftsland.

Von [Nachdruck verboten.]

Guido v. Drigalski (•Berlin).

Als sich im Jahre 1891 die argentinische Republik vor dem Staatsbankerott befand, den die maßlose Spekulationssucht und die epidemische Gründungswuth der vorangegangenen Jahre im Verein mit einer gewissenlosen Verwaltung vorbereitet hatte, als der Zusammenbruch der bedeutendsten Kreditinstitute des Landes erfolgte, und Handel und Verkehr stockten, da schwand auch in Europa das Vertrauen, welches man dem Lande bis dahin entgegengebracht hatte, vollständig und machte einem scheinbar unüberwindlichen Mißtrauen Platz. Dieses Mißtrauen, welches in einer fast gänzlichen Lähmung der Einwanderungsbewegung zu beredtem Ausdruck gelangte, war damals leider nur zu sehr berechtigt, umsomehr, als auch die Ruhe im Innern des Landes keineswegs gesichert schien, und die Grenzstreitigkeiten mit Chile sich von Tag zu Tag mehr zuspitzten, so daß man schließlich an eine friedliche Lösung dieser heiklen Frage kaum mehr zu glauben vermochte. Es ist sehr begreiflich, daß so unsicher gestaltete Zustände nicht dazu angethan sein konnten, in Europa Vertrauen in die wirthschaftliche und finanzielle Regeneration Argentiniens zu erwecken.

Der überraschende Umschwung, welcher sich jedoch im Laufe der letzten Jahre sowohl in den wirthschaftlichen als auch politischen Verhältnissen des Landes vollzogen hat, ruft von Neuem das Vertrauen der Welt wach und berechtigt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft der jungen Republik, deren gegenwärtige finanzielle Lage ich im Nachstehenden zu schildern versuchen werde.

Die äußere und exterritorialisirte innere Goldschuld Argentiniens, deren Zinsendienst im Jahre 1893 durch ein besonderes Abkommen mit den Staatsgläubigern — ich werde auf dieses Arrangement später eingehen — geregelt worden ist, setzt sich aus vierzehn verschiedenen Anleihen mit einem Gesammtbetrage von rund 872 Millionen Mark zusammen. Die erste dieser Anleihen im Betrage von 20 Millionen Mark wurde im Jahre 1824 von der jungen Republik, die sich erst im Jahre 1810 ihre Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft erkämpft hatte, aufgenommen, während der weitaus größte Theil dieser Schuldenlast in den Jahren 1886—1890 während der Regierung des Dr. Miguel Juarez Celman, trauriger Angedenkens, entstanden ist. Das Schicksal dieser vierjährigen Verwaltungsperiode, welche so entsetzlich unheilvoll für Argentinien gewesen ist, wurde durch die Julirevolution des Jahres 1890 besiegelt. Der über alle Maßen verschwenderische und unfähige Präsident mußte abdanken, und die schwere wirthschaftliche Krisis, welche diesen Ereignissen folgte, überzeugte das Land von der Nothwendigkeit einer vollständigen Aenderung des bisherigen unmoralischen Verwaltungssystems. Man begriff, daß die Wiedererlangung des gänzlich verlorenen Kredits einzig und allein auf dem Wege ehrlicher Arbeit, durch Hebung der Landwirthschaft und der einheimischen Industrie zu erreichen sei, und daß lediglich eine thatkräftige und zielbewußte, vom Geiste der Sparsamkeit durchdrungene Regierung im Stande sein könne, das Land aus dem wirthschaftlichen Abgrund zu erretten, in den es die Verblendung und Unehrenhaftigkeit seiner ersten Beamten gestürzt hatten.

So ist denn auch die Regierung des Dr. Luis Saenz Peña mit Erfolg bemüht gewesen, Ordnung in die Verwaltung und die Finanzen des Landes zu bringen. Während seiner Amtsthätigkeit kam am 3. Juli 1893 in London ein Abkommen zwischen der Regierung, vertreten durch den bevollmächtigten Minister Lopez Dominguez, und den Staatsgläubigern, vertreten durch Lord Rothschild, zu Stande, durch welches der

---

Frau Rike.

Von [Nachdruck verboten.]

Georg Bendler.

So sehr er sich auch bemühte, so oft er auch den Pinsel wieder hob, hier einen Schatten aufsetzte, dort am Hintergrund änderte, wollte heute früh mit dem Malen nichts werden. Draußen schien die helle Wintersonne und warf ihre Strahlen hinein bis auf die Wand, als wollte sie das graue Elend verscheuchen, das dort im Atelier stehen begriffen war, und der frierenden Arbeiterfamilie, die am Ofen hockte, etwas Wärme zuführen.

Während er von der Staffelei zurücktrat, um einen Gesammtdruck zu erlangen, kam die Frau hinter dem Vorhang hervor, das Atelier von den Wohnräumen schied. Sie warf einen Blick auf das Bild.

„Nun, Rike, was meinst Du? Packt Dich noch nicht der Menschheitsjammer?" Rike nannte sie der Mann in Abkürzung ihres Namens Friederike. Die Gesellschaft aber hatte die Rike in „Nike" verwandelt, weil man wußte, daß sie in allen Dingen den Sieg über den Gemahl davontrug.

Sie sah aufmerksam prüfend hin: „Im Ganzen geht es; nur das Weib im Vordergrunde — viel zu schön! Das ist doch kein Proletarierkind! Runde Backen und zarter Teint! Eine kleine Gräfin! Ich begreife Dich nicht!"

Er machte eine ärgerliche Bewegung: „Wenn man Dich hört, sollte man glauben, daß alle Schönheit aus der Welt verbannt werden müsse. Warum soll es denn auch nicht schöne Arbeiterinnen geben?"

„Schönheit!" rief sie und nestelte an dem Gurt ihres Morgenrocks, als ob es ihr darunter zu eng würde. „Immer kommst Du mit Deiner Schönheit! Die Zeiten sind vorüber. Wahrheit — das ist Hauptsache. Und ich behaupte, daß ein Arbeiterkind, das seit Tagen keinen Bissen Fleisch im Munde gehabt hat, nicht so schön aussehen kann wie eine Prinzessin."

„Mag ja sein," erwiederte er, schon nicht mehr so siegesbewußt wie zuvor. „Aber wenn man der Schönheit gar keinen Platz mehr gönnen soll, so weiß ich nicht, was aus der ganzen Malerei werden soll."

„Schönheit! Schon wieder! Was ist überhaupt Schönheit? Sag' doch, was versteht Du unter Schönheit?"

„Dich!" sagte er und strich ihr über die rundlichen Backen.

„Ach was!" rief sie, „das sind Redensarten! Mit den sogenannten schönen Bildern lockt man heute keinen Hund mehr von dem Ofen. Charakteristisch soll's sein; das verlangt das Publikum. Und ich dächte, Du stündest Dich bei der neuen Richtung ganz gut. Oder kannst Du Dich darüber beklagen, daß Du mir gefolgt bist? Das Bild ist so gut wie verkauft. Lindner kommt vielleicht heute noch, es zu besichtigen. Er hat's mir gestern Abend versprochen. Ich möchte wissen, wo Du heute noch mit Deinem Paris und Deiner Venus mitsammt ihrem Amor ankommen würdest?"

„Rike, setz' Dich nicht unnütz herunter; Du weißt ganz gut, was die Venus Deiner Körperlichkeit verdankt. Und hat sie Dir nicht zu einem Platz im Museum, also zur Unsterblichkeit verholfen? Damals warst Du gar nicht so gegen die Schönheit eingenommen. Sollte Deine Sinnesänderung etwa —"

Er stockte; er fand nicht den Muth, seinen Satz zu vollenden. Sie aber kam ihm zuvor:

„Sag's doch! Brauchst Dich nicht zu geniren! Du meinst, weil ich jetzt etwas korpulenter — ? Das macht mir keine Pein! Rubens war auch ein guter Maler und hat doch die fetten Frauen bevorzugt. Uebrigens scheint das nur in dem dummen Morgenrock so; war ich etwa gestern Abend nicht ganz schlank?"

„Jawohl, Rike meiner Wahl; der Schlanksten eine und die Schönste! Viel schöner als die berühmte Frau Wallerstein mit den Goldhaaren."

Rike sprang auf: „Du, nimm Dich in Acht! Jetzt hast Du Dich in Deiner eigenen Schlinge gefangen. Wenn ein Mann seiner Frau gegenüber eine andere heruntersetzt, so ist das immer ein Zeichen, daß er Jener gefangen hat. Ich habe übrigens gestern Abend ganz gut gemerkt, wie Du sie in Verzückung angestarrt hast. Fritz, ich warne Dich! Das ist eine ganz gefährliche Person. Sie treibt mit allen Männern ihr Spiel, und wenn sie sie so weit hat, daß sie zu ihren Füßen liegen, läßt sie sie abfallen. So macht sie es immer!"

Sie war ganz roth geworden vor Zorn; der Gedanke, ihr Mann könne in die Schlingen der gefährlichen Frau fallen, regte sie gewaltig auf. „Arbeite fleißig; das ist besser, als an dummes Zeug denken!"

„Aber Rike!" — Der Versuch, sie zu beruhigen, war vergebens; sie entschwand wieder hinter dem Vorhange.

Seufzend schaute er ihr nach. „Daß sie es doch nicht lassen kann! Die besten Stunden verdirbt sie Einem mit der unseligen Eifersucht!"

Er nahm wieder Pinsel und Palette zur Hand, nochmals versuchend. Aber es wollte nun einmal nicht gehen. — Jetzt noch weniger als zuvor. So trübselig war alles auf dem Bilde! Und nun sollte er auch noch das Arbeiterkind verderben. Denn wenn er sich nicht nach ihrem Rathe kehrte, brummte sie den ganzen Tag. Sie brachte es fertig, auch auf das arme Wurm eifersüchtig zu werden.

Er überlegte. Recht hatte sie ja eigentlich. Das ganze Armeleutekeend einmal zugegeben, paßte das liebliche Geschöpf wirklich nicht hinein. Aber es war doch ein Ruhepunkt für das Auge inmitten all dieses Jammers, dieser Farblosigkeit. Wie er sie haßte, diese neue Richtung mit ihrer unerbittlichen Wahrheitsliebe, dieser blosen pedantischen Nachahmung; und das kalte Freilicht, in dem die Figuren wie Holzpuppen erscheinen und nur zu erkennen sind, wenn man weit ab davon steht, wie ihm das alles zuwider ist! Gewiß, sie hatte Recht; seine Erfolge waren, wenn möglich, noch größer geworden, seitdem er Stoffe und Technik der neuen Richtung angepaßt hatte. Und doch erschien es ihm wie ein Verrath an der Kunst. Aber blieb ihm denn etwas anderes übrig, wenn er nicht in ewigem Unfrieden mit Rike leben wollte? Sie hatte ihn zum Märtyrer seiner Kunst gemacht, denn es war so, wie er es nicht